

Astrid Zipfel: Wirkungstheorien der Medien-und-Gewalt-Forschung
Baden-Baden: Nomos 2019, 220 S., ISBN 9783848741816, EUR 26,90

Die Frage, ob und welche Auswirkungen von medialen Gewaltdarstellungen ausgehen, wird bei sich bietenden Anlässen noch immer vorschnell beantwortet. Astrid Zipfel, die sich seit Jahren (oft gemeinsam mit Michael Kunczik) mit dieser Frage und dazugehörigen Wirkungstheorien beschäftigt, hat nun – nach Kuncziks Tod – eine Monographie zum Thema vorgelegt. Der Titel soll als Band 20 der kommunikationswissenschaftlichen Reihe *Konzepte* im Sinne der Reihenherausgeber Patrick Rössler und Hans-Bernd Brosius „eine Lücke zwischen den großen Überblickswerken“ (S.7) und „Einträgen in Handbüchern und Lexika“ (ebd.) schließen sowie Einstieg und Überblick gleichermaßen bieten.

Nach Erläuterung der Grundlagen, die Gegenstandsbereich und Gewaltbegriff umfassen, legt Zipfel in drei Kapiteln Forschungsmethoden, Wirkungstheorien und empirische Befunde dar, ehe sie Bilanz zieht. ‚Gewalt‘ gebraucht sie dabei synonym zur ‚Aggression‘ (während etwa Christopher J. Ferguson in ihr eher eine besondere Form der Aggression sieht). Diese streitbare Entscheidung fällt aber kaum ins Gewicht, da Zipfel zwei bis drei Ausprägungen von Gewalt innerhalb von neun Dimensionen (Funktion, Legitimität etc.) anbietet, allerdings ohne entsprechende Kombinationsmöglichkeiten durchzugehen. Sie unterscheidet dabei zwischen aggressiven Kognitionen, Gefühlen und Verhalten.

Ausgehend von diesen Grundlagen arbeitet Zipfel Vor- und Nachteile, Vereinbarkeiten und Widersprüche diverser Methoden und Theorien der Medien-und-Gewalt-Forschung heraus und leistet so auch Hilfestellung, um Schwachstellen empirischer Studien zu erkennen. Im Zentrum des Bands steht weitestgehend das Computerspiel, dem in der Debatte unter anderem wegen der aktiven Rolle der Spielenden „stärkere Effekte unterstellt werden“ (S.110). Aber selbst Berichterstattungen über Suizide werden nebst dazugehörigen Werther- beziehungsweise Papageno-Effekten besprochen, was die Bandbreite verhandelter Formen von Mediengewalt erweitert und aufgrund entsprechender Richtlinien im Journalismus einen gesteigerten Praxisbezug mit sich bringt.

Die Katharsis-Theorie, die als einziger Ansatz „positive Effekte von Mediengewalt postuliert“ (S.32), verwirft Zipfel wie schon in früheren Arbeiten aufgrund erheblicher Mängel etlicher Studien. Doch damit ist die Frage nach der Wirkung von Mediengewalt keinesfalls eindeutig beantwortet, denn zwischen den Extremen, die Ferguson einerseits und Craig A. Anderson und Brad J. Bushman andererseits vertreten, wird in der Medien-und-Gewalt-Forschung weiterhin eine polemische Debatte geführt: So halten Anderson und Bushman schädliche Effekte für längst nachgewiesen, während Ferguson Nachweise als nicht gegeben erachtet. Zipfel schildert die unterschiedlichen Theorien, die sich zwischen diesen Rändern bewegen und von ihr unter den Kategorien „Suggestion, Imitation, Ansteckung“ (S.38), „Habitualisierungs- / Desensibilisie-

rungsthese“ (S.52), „Excitation-Transfer-These“ (S.61), „Stimulationsthese und Priming-Konzept“ (S.63), „Sozial-kognitive Lerntheorie“ (S.67), „Skript-Theorie“ (S.73), „General Aggression Model“ (S.76) und „Katalysator-Modell“ (S.83) subsumiert werden, um letztlich zum Fazit zu kommen, dass sich angesichts des Forschungsstandes nicht mehr die Frage stelle, „ob Mediengewalt wirkt, sondern *unter welchen Umständen und auf welche Weise* sie in der Lage ist, *im Zusammenspiel mit anderen Faktoren* Effekte auszulösen, und inwieweit diese tatsächlich Anlass zur *Besorgnis* geben“ (S.152-153, Herv. i. Orig.). Entsprechend werden simplifizierende Thesen wie etwa Brandon S. Centerwalls berüchtigte Annahme einer Verdopplung der Mordrate nach Einführung des Fernsehens auch als unseriös zurückgewiesen.

Im Hinblick auf bedeutsame Umstände, Weisen und Faktoren hebt Zipfel zuvor die zu berücksichtigenden unterschiedlichen Eigenschaften der Medien(-gewalt) und der Rezipierenden hervor. Etwas zu kurz kommt wegen der Fokussierung auf das Computerspiel (in dem Opfer- meist auch Gegnerrollen sind) die Forschung Jürgen Grimms, nach welcher die Identifizierung mit dem Opfer und „das Zeigen extremer Brutalität“ (S.124) zur „gewaltkritischen Haltung“ (S.124) führen können. Gänzlich unberücksichtigt bleibt dabei die Annahme einer (sado-)masochistischen Perspektive, die die Filmwissenschaft teils auf (Terror-)Filme anwendet (vgl. etwa Marcus Stiglegger: *Terrorkino. Angst/Lust und Körperhorror*. Berlin: Bertz+Fischer 2010).

Mit einem 60-seitigen Literaturverzeichnis ist Zipfels auch mithilfe

knapper Randnotizen ausgesprochen klar strukturierte Monographie eine auch zum Nachschlagen geeignete Übersicht und liefert einen differenzierten Einstieg in die Thematik. Bloß eine genauere Erläuterung der Kor-

relationskoeffizienten als Effektstärkenmaß wäre für Einsteiger_innen wünschenswert gewesen.

Christian Kaiser (Hannover)